Tilman Lutz. 2010. Soziale Arbeit im Kontrolldiskurs. Jugendhilfe und ihre Akteure in postwohlfahrtstaatlichen Gesellschaften. Reihe: Perspektiven kritischer Sozialarbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Seiten 311, Preis: 39,95, ISBN 978-3-531-17137-1

Das vorliegende Buch zeichnet am Beispiel der Jugendhilfe die aktuellen Umbrüche der Sozialen Arbeit und auch der sozialen Kontrolle in diesem Bereich nach. Diese Umbrüche werden sowohl theoretisch eingeordnet als auch mittels einer in Hamburg durchgeführten qualitativen Studie empirisch beleuchtet. Der empirische Teil der Arbeit soll es ermöglichen, dem Kontrolldiskurs eine praxisnahe Perspektive der Akteure gegenüber zu stellen. Die hierfür befragten Praktiker sind alle in Hamburger Einrichtungen der Jugendhilfe tätig beziehungsweise waren es: Ein Proband hatte die Veränderungen zum Anlass seiner Kündigung genommen. Die vorliegende Studie will untersuchen, welchen Einfluss die verschiedenen politisch-medialen und wissenschaftlichen Diskurse auf die Berufspraxis in der Jugendhilfe haben. Deren Wahrnehmung und Verarbeitung der Umbrüche im Arbeitsalltag der Jugendhilfe stehen im Zentrum des empirischen Teils.

Das erste Kapitel stellt die Diskurse dar, die für sich in Anspruch nehmen, den Bezugsrahmen der Sozialen Arbeit politisch zu gestalten beziehungsweise wissenschaftlich zu beschreiben: Für den politischen Diskurs steht der so genannte aktivierende Sozialstaat, der seit der Regierung Schröder mit dem Credo des „Fördern und Fordern“ verbunden ist. Die Darstellung des wissenschaftlichen Diskurses dient auch einer theoretischen Fundierung der Untersuchung, die sich sowohl auf David Garlands Kultur der Kontrolle als auch Michel Foucaults Gouvernementalität bezieht.

Der herausgearbeitete Umbruch der Sozialen Arbeit hat im Wesentlichen zwei Aspekte: 1) Eine zunehmende Bedeutung des ökonomisch-betriebswirtschaftlichen Denkens, das dazu führt, dass die ehemaligen Klienten nun als Kunden gesehen werden, während deren Beziehung zu einer Behörde der Sozialen Arbeit ein Vertragsverhältnis wird: Der Kunde - hier der Jugendhilfe - hat neben Rechten auch die Pflicht, aktiv an der Beendigung seiner Hilfsbedürftigkeit mitzuarbeiten. 2) Dies führt dazu, dass die Schwierigkeiten eines Individuums, die vormals als soziale Probleme gesehenen wurden, nun in den Bereich seiner Eigenverantwortung gelegt werden. Die so individualisierten Hindernisse werden nicht länger als gesellschaftliche Probleme wahrgenommen, die eine solidarische Unterstützung oder gar die Notwendigkeit gesellschaftlicher Veränderungen begründen würden. Daher wird auch auf die gesellschaftliche Inklusion der Kunden der Sozialen Arbeit verzichtet, die vermeintlich oder tatsächlich nicht in der Lage sind, ihre Hilfsbedürftigkeit zu beenden. Sie werden Teil einer „Risikogruppe“, deren vermeintliches Risikopotenzial nur noch gemanagt wird. Dies ist die Kehrseite einer betriebswirtschaftlichen Orientierung der Sozialen Arbeit, der nun zunehmend in kriminalpräventive Aufgaben beim Umgang mit „Risikogruppen“ übertragen werden. Allerdings bleibt es hierzu bei den theoretischen Ausführungen, da kein Proband mit Angehörigen einer „Risikogruppe“ arbeitet.

Der Akteursperspektive der Mitarbeiter der Sozialen Arbeit ist das zweite Kapitel gewidmet. Hier wird unter anderem der Wechsel der dominanten Bezugswissenschaften der Sozialen Arbeit skizziert: Von einem herrschaftskritischen und marxistischen Hintergrund in den 1960er Jahren, über die eher psychologische Orientierung in den folgenden zwei Jahrzehnten bis hin zu einer Ökonomisierung seit den 1990er Jahren. Dies führte jedoch auch zu einer Verklärung des Wohlfahrtsstaates: Rückblickend wird sowohl der politische Wille, eine gesellschaftliche Teilhabe aller zu ermöglichen, als auch die Empathie, mit der Hilfsbedürftigen begegnet wurde, überschätzt. Denn auch in der Vergangenheit wurde den

Klienten die Schuld gegeben, wenn Interventionen erfolglos geblieben sind. Die Individualisierung von sozialen Problemen ist nicht neu.

Das anschließende Kapitel führt in den empirischen Teils des Buches ein: Zu Beginn der empirischen Erhebung stand das Unbehagen gegenüber einer zunehmenden Übernahme von normativen Etikettierungen in den wissenschaftlichen und fachpolitischen Diskurs. Wie gelingt es, diese neuen normativen Leitbilder des Postwohlfahrtsstaates in das berufliche Selbstbild der Probanden zu integrieren, das mutmaßlich noch wohlfahrtsstaatlich geprägt ist? Durch Umdeutung oder Anpassung? Wie beschreiben die Betroffenen ihre berufliche Identität? Sind ein Teil der Fragen, die empirisch geklärt werden sollen.

Die Vorstellung der empirischen Methode fällt mit nur acht unterschiedlichen Quellen knapp aus. Da sich ein qualitatives Vorgehen anders als eine quantitative Erhebungen nicht über Größe und Repräsentativität der Stichprobe, sondern über die theoretische Sensibilität und das davon angeleitete Vorgehen rechtfertigt, hätte man sich hier mehr gewünscht. Eingeflossen sind in die Auswertung 12 Interviews, davon sieben mit Mitarbeitern freier Träger sowie fünf weiteren, die bei den Ambulanten Diensten der Stadt Hamburg beschäftigt sind. Auf der Ebene des Selbstverständnisses der Probanden wurde der Wandel dadurch begünstigt, dass zumindest semantisch der aktivierende Sozialstaat an die progressiven Strömungen der Sozialen Arbeit anschlussfähig ist, da jeweils die Fähigkeit zur Selbsthilfe und Verantwortungsübernahme der Klienten angestrebt werden solle. Wenn auch unter anderen Vorzeichen.

Diese veränderten Vorzeichen werden in zwei Aspekten deutlich: Das Modellprojekt der Sozialraumorientierung soll eine Intervention möglichst weit in das Vorfeld und das Umfeld der bisherigen Klienten legen und dabei auch durch ehrenamtliche Einrichtungen und Mitarbeiter erfolgen, auch um die Kosten zu senken. Dieser Ressourcenentzug bei der bisherigen Sozialen Arbeit ging jedoch einher mit einer Mittelzuweisung an repressiv orientierte Institutionen: Das neugeschaffene FIT (Familieninterventionsteam) und die wiedereingeführte geschlossene Unterbringung, die sogar deutliche Überkapazitäten vorhält. Diese Umorientierung der Sozialen Arbeit und ihrer Ressourcenausstattung ist auch mit einer kriminalpräventiven Absicht verbunden. Eine Intervention soll nicht mehr parteilich für den Klienten erfolgen, sondern sich auch als Teil einer (strafrechtlichen) Kontrolle verstehen. Unabhängig von diesem zunehmend repressiven Fokus führte der Tod, der in der elterlichen Wohnung verhungerten Jessica, dazu, dass die Ausgaben auch für eine nicht direkt repressive Soziale Arbeit wieder stiegen.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit einer Darstellung des Zusammenhangs, in dem die Interviews stehen. Dieser wird weitgehend in der Umverteilung der eingesetzten Ressourcen gesehen. Denn während in der Vergangenheit galt „die beste Kriminalpolitik ist eine gute Sozialpolitik“ wird die Soziale Arbeit zunehmend direkt mit einer (präventiven) Kriminalpolitik verknüpft. So werden repressive Einrichtungen vergleichsweise großzügig ausgestattet, während gerade die niedrigschwelligen Angebote vermehrt von Ehrenamtlichen getragen werden sollen. Angesichts des steigenden Ressourcenzuflusses an repressive Institutionen konnten die angestrebten Einsparziele nicht erreicht werden, jedoch veränderten sich die Arbeitsbedingungen der interviewten Probanden spürbar. Dies zeigt sich im anschließenden 5. Kapitel, welches die Interviews und die daraus gezogenen Befunde wiedergibt. Hierzu wird jedes Interview in seinen Grundaussagen einzeln vorgestellt und analysiert. Diese detaillierte Darstellung der einzelnen Interviews mag für Praktiker und Praktikerinnen interessant sein, die einen Abgleich mit der eigenen Arbeitserfahrung suchen, doch insgesamt leidet die Lesbarkeit, da teilweise die selben Passagen gleich an mehreren

Stellen des Buches recht ausführlich zitiert werden. Diese Redundanzen stehen in Kontrast zu dem bisherigen sehr lesefreundlichen Schreibstil, der gerade die ersten theoretischen Kapitel auch zu einem Lesevergnügen machte.

Bei der Typisierung der Interviewbefunde konnte das Bild, das sich die Interviewten von ihren Klienten machen (Klientenkonzept) und ihre Vorstellung von dem, was Hilfe ist (Hilfekonzept) nicht zusammengeführt werden. Denn ein von den Probanden geteiltes Hilfekonzept kann durchaus mit einem je unterschiedlichen Klientenkonzept einhergehen. Die Typisierung selbst erfolgte unter anderem an Hand der Betrachtung des Wandels hin zum aktivierenden Sozialstaat. Mit ihm kam es auch zu einer Umdeutung von Begriffen, so beschreibt der aktuelle Autonomiebegriff eher - aus der Perspektive der Gouvernementalität - ein 'Regieren durch Freiheit' als die 'Selbstregierung' eines autonomen Individuums. Auch weitere Begriffe und Konzepte werden daraufhin untersucht, inwieweit erst ihre Umcodierung es erlaubte, die neuen Anforderungen mit den tradierten Vorstellungen und Konzepten in Einklang zu bringen. Dass auch in der Vergangenheit eine Individualisierung von Problemen dominant gewesen sei, erleichtere die Übernahme eines „Fördern und Forderns“ zu dessen Credo die Verwaltung und Kontrolle derjenigen gehört, die als nicht inkluierbar definiert wurden.

Doch auch, wenn eine Umcodierung der Begriffe gelingt, kann das Selbstkonzept der Mitarbeiter der Sozialen Arbeit leiden. So sind normativen Fragen, wie bspw. inwieweit die Gewährung von Hilfe von Gegenleistungen abhängig gemacht werden darf, durchaus eine mögliche Sollbruchstelle zwischen dem Selbstbild und dem aktivierenden Sozialstaat. Auch weil die Befragten davon ausgingen, dass eine erfolgreiche Aktivierung ihrer Kunden weniger von diesen selbst als von den verfügbaren Ressourcen abhängig ist. Ebenso machten sich die zunehmend ausbleibenden oder eher kurzfristigen Interventionen in einer ansteigenden Gewalt mit immer gravierenderen Folgen bemerkbar.

Eine abschließende Zusammenfassung der Interviews in Kapitel 6 führt aus, dass die empirisch feststellbaren Be- und Verarbeitungsmuster der Probanden weitaus komplexer sind als es theoretische Zuschreibungen vermuten ließen. So führt auch die analytische Trennung in drei Dimensionen des Klientenkonzeptes bei vier verschiedenen überindividuellen Typen des Hilfeverständnisses (ohne eine jeweils exklusive Koppelung von einer Dimension an einen Typus) bei den 12 ausgewerteten Interviews zu immerhin acht verschiedenen feststellbaren Kombinationen von Dimensionen des Klientenkonzeptes und Typen des Hilfeverständnisses. Ungeachtet dieser Vielfältigkeit gibt es Gemeinsamkeiten in der Ablehnung der zunehmend punitiven Ausrichtung der Sozialen Arbeit, aber auch der Akzeptanz des doppelten Mandates von Hilfe und Kontrolle. Ohne weitere Forschung könne jedoch nicht bestimmt werden, wo die Grenze zwischen einer als legitim und einer als illegitim empfundenen Kontrolle verlaufe. Deutlich wird jedoch die vermehrt repressive Ausrichtung der Sozialen Arbeit beklagt. Gleichzeitig jedoch beschwören die Mitarbeiter der Sozialen Arbeit das Bild einer „gefährlichen Jugend“, um Ressourcen für die eigene Arbeit einzuwerben. Dies wiederum festigt die Problembeschreibungen der Kontrollkultur eines aktivierenden Sozialstaates.

Der Studie zu Folge hat der theoretische Bruch zwischen Wohlfahrtsstaat und aktivierenden Sozialstaat empirisch geringere Spuren hinterlassen als zu erwarten gewesen wäre, da eine begriffliche Unschärfe von ‚Hilfe’ und ‚Autonomie’ eine Umdeutung der Begriffe begünstigt. Eine ähnliche fehlende Eindeutigkeit verhindert eine klare Bestimmung der normativen Grenze zwischen legitimer und illegitimer Kontrolle und der Frage inwieweit Hilfe und Kontrolle miteinander verknüpft sind bzw. sein sollten. Somit ist die vorliegende Arbeit nicht

nur ein Plädoyer, sondern auch ein interessanter Beitrag für die geforderte professionsethische Diskussion um die normativen Grundlagen der Sozialen Arbeit – ohne dabei, den Wohlfahrtsstaat der Vergangenheit zu verklären.

Berlin, 31.03.2010 Ingo Techmeier